

# Auf dem Trockenen

Ohne Wasser ist kein Leben möglich. Wo es knapp ist, wie im Nahen Osten, werden sich deshalb Kriege entzünden – heißt es vielfach. Im Alltag zeigt sich aber auch: Der Mangel kann die Israelis mit den Palästinensern verbinden

TEXT & FOTOS Timour Chafik





*Die Stadt Rawabi soll 40 000 Palästinensern zur Heimat werden. Oft stehen die Bauarbeiten still – weil das von Israel genehmigte Kontingent an Wasser ausgeschöpft ist*

*Götter und Propheten hatten schon immer eine Schwäche für Hügel, Gipfel, Anhöhen. Von weit oben lassen sich ganz wunderbar Gebote in Steinplatten hauen (Gott), die Bergpredigt predigen (Jesus) oder ein Schwung Blitze in Richtung Mensch schleudern (Zeus). In der Höhe gibt das Göttliche sich leicht entrückt von den Zwistigkeiten der einfachen Geschöpfe. Die leben in den Niederungen des Alltags und haben ehrfürchtig Stoßgebete gen Himmel zu richten, wenn sie ein wenig Tuchfühlung zum Allmächtigen, zu Allah, Jahwe oder wem auch immer erlangen wollen.*

**A**uf einem Hügel mitten im Heiligen Land steht Amir Dajani und bittet in einen stickigen Baucontainer. Ein massiger Schnellsprecher, 43 Jahre alt, mit einer Rolex am Handgelenk und 1662 ungelesenen Mails im Posteingang. Dajani ist stellvertretender Geschäftsführer der Bayti Real Estate Investment Company, die hier mitten in der Buckellandschaft des Westjordanlandes

die größte Baustelle Palästinas betreibt. An den Metallwänden des Containers hängen gerahmte Drucke mit Skizzen der Architekten Frank Lloyd Wright und Antoni Gaudí, eine winzige Werkschau der ganz Großen ihres Fachs. Wenn das hier mal fertig ist, würde Dajani auch sein Werk gerne irgendwo hängen sehen.

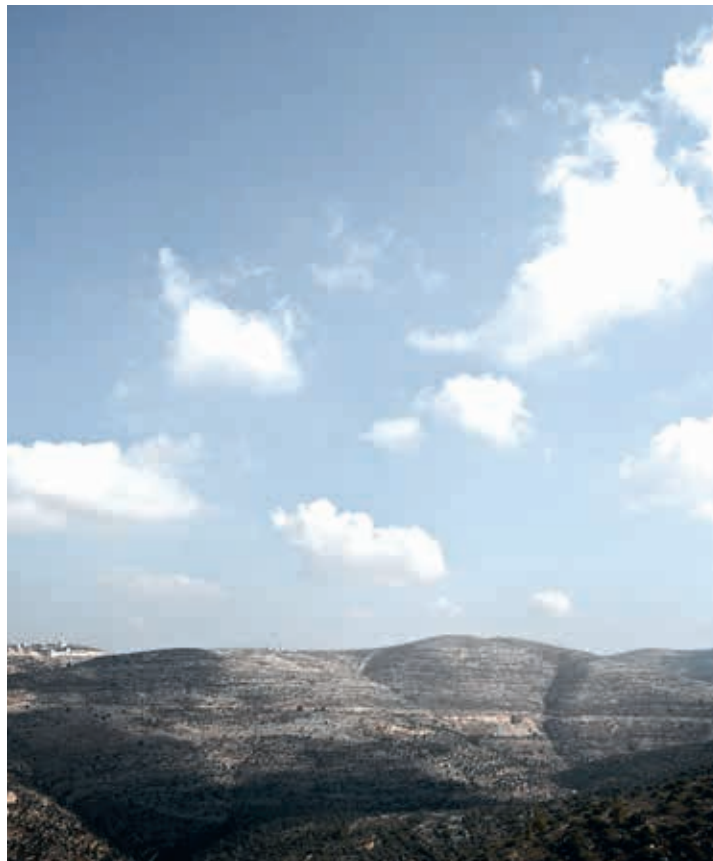
Rawabi heißt die Planstadt, die Amir Dajani hier seit dem 1. Januar 2010 neun Kilometer nördlich von Ramallah bauen und wachsen lässt. Nicht besonders originell, der Name: Rawabi bedeutet schlicht Hügel. Dajani baut also einen Hügel auf einem Hügel, dabei wirkt die unfertige Stadt, nähert man sich ihr von Südosten, eher wie eine Miniaturausgabe Babels. 40 000 Menschen sollen in dem eine Milliarde US-Dollar teuren Projekt einmal leben, die neue palästinensische Mittelschicht, gut ausgebildet, zukunftsgerichtet, weltoffen. Menschen, die es sich leisten können, 110 000 Euro in eine 180 Quadratmeter Wohnung zu stecken – bei einem geschätzten jährlichen Durchschnittseinkommen von umgerech-

net 1750 Euro in Palästina ein Vermögen. Dafür bekommen die künftigen Bewohner ein Theater, Shoppingmalls, Kindergärten und ein Krankenhaus in Fußnähe.

Noch während Dajani sein Blackberry am Ohr hat, am anderen Ende seine Anwältin, ergießt sich aus seinem Mund ein Schwall schöner Sätze in den Baucontainer, die vor Worten wie „Dynamik“, „Nachhaltigkeit“, „Chancen“ und „CO<sub>2</sub>-Reduktion“ nur so strotzen. Ein Stakkato an Superlativen und Nachhaltigkeitsfloskeln sprudelt aus dem stellvertretenden Schöpfer Rawabis. Sätze, die er so wohl schon hundertfach heruntergebetet hat. Die sich in jeden beliebigen Block diktieren lassen. Es läuft, es fließt.

Bis sich die Frage nach dem Wasser stellt. Dann stockt der Fluss, dann beginnt das Räuspern. Dajani gerät ins Schwimmen. „Wasser ist eine Riesenherausforderung“, sagt er nur kurz und trocken. Und man merkt: Da ist etwas unangenehm.

Rawabi ist eine Frechheit und wie so vieles hier – wenn nicht alles – politisch



*Amir Dajani baut eine Stadt im hügeligen Westjordanland. Muße, einmal den Blick schweifen zu lassen, hat er selten*

oder religiös behaftet. Oder beides. Viele Israelis müssen die Stadt schlichtweg für eine Unverschämtheit halten, denn sie zu bauen ist ein großer und sichtbarer Schritt in Richtung Palästinenserstaat. Und Palästinenser bauen im Westjordanland nun mal keine neuen, modernen und erfolgreichen Siedlungen. Israelis schon.

Dem Staat Israel darf die Stadt daher nicht gefallen, weil sie ein Zeichen von Kontrollverlust ist. Das hat auch viel mit Wasser zu tun, und weil der stolze Städtebauer so wenig dazu sagt, sagt er damit doch eine ganze Menge: dass Wasser Macht ist. Dass sich das vielleicht nirgendwo so deutlich zeigt wie in Israel. Und dass Rawabi ein ziemlich paradoxes Beispiel für die Wucht des Wassers ist, das hier zum Druckmittel werden kann: „Nicht zu forschen werden, da oben auf eurem Hügel. Nicht zu selbstbewusst, sonst drehen wir euch den Hahn ab.“

Konkret heißt das: Die Menge an Wasser, die für den Bau der Stadt aufgewendet werden kann, ist strikt festgelegt. Denn der Großteil des Wassers kommt aus Israel oder der sogenannten Zone C der Westbank. Hier kann das israelische Militär jede Maßnahme durch ein absolutes Vetorecht stoppen. Alle für militärisch relevant erklärten Zonen müssen frei von palästinensischen Eingriffen bleiben – und was ist schon nicht militärisch in besetzten Gebieten?

Wasser ist Macht, und für manche ist es sogar noch ein wenig mehr als das. Es wird zur Waffe, die dann am wirksamsten ist, wenn sie nicht eingesetzt wird. Das Wasser abzudrehen, kann zur Kollektivstrafe werden, einen Wasserhahn nach Belieben aufdrehen zu können, zum Zeichen der Selbstbestimmung: Ich trinke, wann ich will, also bin ich, wie ich will. Daran könnten sich künftig ganze Kriege entzünden, glauben viele. Und müssten diese Konflikte dann nicht im wasserknappen Nahen Osten – genauer: im ohnehin schon



In den besetzten Gebieten bauen oftmals Organisationen wie die UN öffentliche Wasserstationen

politischen Tretminnenspiel zwischen Israel und Palästina – am ehesten stattfinden?

Doch das wäre zu einfach und verkennt die verbindenden Effekte des Mangels, die es durchaus auch gibt.

Fakt ist zunächst einmal: Es gibt schlichtweg zu wenig Wasser zwischen Tel Aviv und dem Jordantal, zwischen den Golanhöhen und Eilat am Roten Meer. Und das wenige, das es gibt, ist ungleich verteilt. „Das Wassermanagement wurde vor fast 20 Jahren als Übergangslösung in den Osloer Verträgen geregelt, hätte aber längst den Realitäten angepasst werden müssen“, sagt Michal Milner von Friends of the Earth Middle East, einer Organisation, die für Umweltschutz und Frieden im Nahen Osten arbeitet.

Oslo II, das sind Vereinbarungen zwischen Israelis und Palästinensern aus dem Jahr 1995, die unter anderem detaillierte Absprachen für den Wassersektor beinhalten. Durch das Bohren neuer Brunnen wurde den Palästinensern der Zugang zu zusätzlichen 80 Millionen Kubikmetern Wasser in Aussicht gestellt. Was wäre das für ein Fortschritt gewesen gegenüber der Zahl neu vergebener Bohrgenehmigungen zwischen 1967 und 1995: genau Null. Betrachtet man die Zahl der Bohrungen seit Unterzeichnung der Verträge, gerät die Sache gar zur Farce: ebenfalls Null. Dazu

kommt noch: „Die Bevölkerungszahl hat sich seitdem fast verdoppelt, auf beiden Seiten. Israel kontrolliert aber weiterhin zu 100 Prozent das Jordanbecken, die Grundwasser des westlichen Berg-Aquifers sowie die gesamte Wasser- und Sanitärversorgung in der Westbank“, sagt Michal Milner.

Wer also eine palästinensische Stadt auf einem Hügel bauen will, der braucht für diesen Affront gegenüber Israel die Zustimmung von, nun ja, Israel. Und das bedeu-

## ***Es grenzt fast an ein Wunder, dass noch nicht für jeden Liter Wasser ein Liter Blut vergossen wurde***

tet: Will Amir Dajani in Rawabi ein Wasserrohr verlegen, dann muss er dafür die Genehmigung des Joined Water Committee einholen – eine Runde, zusammengesetzt aus Palästinensern und Israelis, in der aber ohne Plazet Israels gar nichts geht.

Und das Okay aus Jerusalem lässt teilweise Jahre auf sich warten. So wird die Kontrolle über das Wasser auch zu einer Kontrolle über das Land. „Wir akzeptieren die politische Realität, die sich darauf re-

duzieren lässt, dass wir immer noch unter Besatzung leben“, sagt Amir Dajani dazu.

Im Schnitt hat ein Palästinenser 55 Liter Wasser täglich zur Verfügung – ein Israeli das Fünffache. Im Heiligen Land leben die Menschen also in einer Art Zwei-Wasser-Gesellschaft, hervorgegangen aus jahrzehntelangen Querelen und Auseinandersetzungen um Brunnen, Quellen und Flüsse. Es grenzt fast an ein Wunder, dass nicht längst für jeden Liter Wasser ein Liter Blut vergossen wurde. Dass der Konflikt bis heute weitestgehend ein kleiner kalter Krieg geblieben ist, der zwar immer wieder brutal aufflammt, aber nie zu einem veritablen Flächenbrand erwachsen ist. Vielleicht liegt das auch am Fatalismus von Menschen wie Amir Dajani, der auf die Frage, wie seine Hügelstadt eigentlich bei den Israelis ankommt, nur antwortet: „Fragen Sie die Israelis.“

Die verstoßen hier gegen Menschenrecht, meinen viele. „Kein Kind darf in seinem Zugang zu Wasser diskriminiert werden, sei es ein israelisches oder ein palästinensisches“, sagt zum Beispiel Alexander Hülle, früherer Vorstandssprecher von Amnesty International Deutschland und heute Sprecher der Themengruppe Soziale Rechte. Hülle hält nicht lange inne und taucht gleich ein in ein wirres Geflecht aus UN-Sozialpakten, Kommentaren des Sozialausschusses, Beschlüssen der UNO-Vollversammlung. Die Sätze in den Schriftstücken klingen so vernünftig, so abgesichert, so hilflos diplomatisch, dass der Versuch, überhaupt ein Menschenrecht auf Wasser konstruieren zu wollen, nur ein Versuch bleiben kann. „Völkerrechtlich gibt es ein Menschenrecht auf Wasser erst in der Frauen- und der Kinderrechtskonvention, aber noch nicht in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“, sagt Hülle. Ja, was denn nun?

Wer sich fallen lässt in diesen Sumpf aus internationaler Diplomatie, wird schon bald von der Juristerei umschlungen, die sich leidenschaftlich darüber streiten kann, ob das Fixierte nun ein „Hard Law“ oder ein „Soft Law“ sei. Bisher ist es nichts Halbes und nichts Ganzes – aber doch ist ein

kleines Stück des Weges zurückgelegt zu einer völkerrechtlich verbindlichen Norm.

„Das ist nicht befriedigend, aber es ist auch mehr als nichts“, so drückt Hülle es aus. Es werde erst dann Bewegung in die Sache kommen, wenn die Staaten diese eher weiche Rechtsmasse in ihrer eigenen Gesetzgebung zementieren, „dann kann man das Recht auf Wasser durchaus einklagen“.

Doch bei wem sollten die Palästinenser ihr Recht auf Wasser einfordern? Israel erkennt Palästina schließlich nicht als souveränen Staat an. Darum sei das Westjordanland ja auch nicht besetzt – wie könne man etwas besetzen, das es gar nicht gibt?

### **„Sauberes Trinkwasser ist genug da. Es ist für viele einfach nur woanders“ – das halten viele für eine ungeheuerliche Behauptung**

Ganz unabhängig davon, dass Israel einen Teufel tun würde und sich auch nur mit der Annäherung an ein Menschenrecht auf Wasser eines seiner Machtmittel nehmen lassen wird. „Die Staaten müssen sich anstrengen, um allen Menschen das Recht auf Wasser zu ermöglichen“, sagt Hülle. Er wird nicht konkreter.

Vielleicht helfen die Worte des chinesischen Staatsmanns Deng Xiaoping weiter. Er hat vor 30 Jahren in einem Gespräch mit dem indischen Hydrologen Asit Biswas über Katzen gesagt: „Ganz egal, ob die Katze schwarz oder weiß ist – wichtig ist doch nur, dass sie Mäuse fängt.“

Übertragen hieße das, so Biswas heute: „Wer auch immer das Wasser kontrolliert, Hauptsache es fließt.“ Denn selbst ein verbrieftes Menschenrecht stille nicht automatisch den Durst. Der Wissenschaftler, der auch Gründer des Third World Centre for Water Management ist, strotzt nur so vor Pragmatismus – und übt harte Kritik.

Die Vereinten Nationen?

„Haben keine Wasserstrategie, gehen mit

falschen Zahlen hausieren und den eigentlichen Problemen aus dem Weg“, schimpft er.

Der einfache Politiker?

„Kümmert sich nur ums Wasser, wenn es zu Dürren oder Überschwemmungen kommt. Ist die Katastrophe passé, geht auch sein Interesse am Wasser den Bach runter.“

Ein vernünftiges Wassermanagement?

„Ist keine Raketenwissenschaft, aber von den meisten Ländern vernachlässigt, nicht erkannt und völlig unterschätzt.“

Ja, sagt Biswas, es sei einfacher und bequemer, die Drohkulisse eines „Krieges um Wasser“ aufzubauen, als sich um eine effiziente Verteilung von Wasser zu bemühen. Damit teilt er die handelnden Personen in zwei Lager: Da gibt es die, die schon bald blutige Konflikte um die weltweit knapper werdende Ressource heraufbeschwören. Und es gibt die, die vehement für effizientes Wassermanagement plädieren.

Wasser ist – anders als Öl – weltweit gesehen eine unerschöpfliche Ressource. Kein Tropfen geht verloren. Wasser verdunstet, kondensiert, versickert im Boden, wird getrunken, verkocht, in der Landwirtschaft, der Industrie, in Haushalten verschmutzt, verschwendet und runtergespült. Aber es verschwindet nicht.

„Wasser wird nie verbraucht, sondern verbleibt immer im Wasserkreislauf“, schrieb im Sommer 2012 der Basler Agraringenieur Christian Strunden in der Neuen Zürcher Zeitung. Und weiter: „Wassersparen in regenreichen Regionen kann keine höhere Verfügbarkeit von Wasser in regenarmen Gegenden bewirken.“

Die Anrufe und Leserbriefe, die Strunden danach erhielt, klangen nicht besonders nett. Was nicht nur Pragmatiker wie er schon lange ins Feld führen, halten viele immer noch für eine ungeheuerliche Behauptung: „Sauberes Trinkwasser ist mehr als genug da. Es ist für viele einfach nur woanders.“ Das klingt ziemlich unangenehm, weil die Wahrheit auch ist: Weltweit haben laut UNESCO heute schätzungsweise 768 Millionen Menschen keinen Zugang zu guter Wasserversorgung.

Das gute Wasser ist nicht weg, nur woanders – für Menschen, die ihren Durst

*Aus dem Vollen: Trinkwasserbrunnen an  
der Klagemauer in Jerusalem*





Auch die Entsalzungsanlage in Hadera versorgt Israel mit Wasser. 70 Kilometer weiter östlich herrscht der Mangel

aus einer brackigen Pfütze, einer bleivergifteten Leitung, einem gekippten Tümpel stillen müssen, ist dieser Satz vermutlich wie ein Schlag in die Magengrube. Weil ihr ganz persönlicher Wasserkrieg oft im Dünndarm tobt und sie ihren Pragmatismus darauf konzentrieren müssen, rechtzeitig einen Arzt zu finden. Und weil sie nebenbei noch zusehen müssen, wie mit jeder Sonnenstunde ihr Ackerboden mehr aufbricht, weil schon lange kein Wasser mehr fließt, kein Regen fällt.

Doch vielleicht führt der Weg zur Erkenntnis und zu Lösungen nur über „Es ist genug da, nur woanders“. Vielleicht braucht es erst einmal dieses Eingeständnis, das nicht mehr sein kann als eine so nüchterne wie hilflose Beschreibung des Status Quo. Es gibt genug Wasser, und dennoch leiden Milliarden, weil sie nur schlechtes bekommen, oder überhaupt nichts. Das versteht kein Mensch. Dabei kennt er es doch längst vom Essen: Es sind ausreichend Lebensmittel da auf der Welt, nur eben nicht dort, wo sie gerade gebraucht werden. Darum blähen sich hier wegen Völlerei die Bäuche, und dort wegen Hungers.

Es gibt da allerdings noch einen dritten Weg, einen zwischen den Szenarien Wasserkrieg und effiziente Verteilung. Er klingt zuerst so naiv wie ein wenig fantastisch: Einfach machen. Keinen 10-Punkte-Plan

aufstellen, keine Friedens- oder Wirtschaftsgipfel abwarten, deren Scheitern ohnehin schon im Vorhinein feststeht.

„Wasser kann tatsächlich als eine Art ‚Friedenskatalysator‘ funktionieren – wenn alle beteiligten Parteien endlich einsehen, dass sie sich ins eigene Knie schießen, sollten sie bei diesem Thema nicht kooperieren“, sagt Michal Milner von Friends of the Earth Middle East.

„Staaten, die das Thema Wasserversorgung gemeinsam angehen, ziehen nicht gegeneinander in den Krieg“, sagt auch Ambika Vishwanath, Senior Program Manager des indischen Think Tanks Strategic Foresight Group. „Da passieren dann täglich eine Menge kleiner Dinge auf regionaler und lokaler Ebene – Dinge, die selbst Israelis und Palästinenser zusammenschweißen können.“ Das klingt tatsächlich so banal und so weit weg von einem Menschenrecht auf Wasser oder einer gerechten Verteilung von Trinkwasser, dass es nicht wenige aufhorchen lässt.

Natürlich hat der Nahe Osten in puncto Wasserversorgung auch schon etwas erreicht. Imposante Vorzeigeprojekte wie die großen Meerwasser-Entsalzungsanlagen zum Beispiel. Es gibt auch eine durchaus vitale Start-up-Szene in Israel, die mit Verkaufsautomaten für Trinkwasser, ausgeklügelter Telematik und Sensoren das

Wassermanagement effizienter gestalten will. Es gibt gute, umsetzbare Ideen. Aber die sind oft „Made in Israel“. Und fast immer für Israel.

Es gibt aber auch Überraschungen wie den Zweimeereskanal, von vielen auch Friedenskanal genannt: eine 180 Kilometer lange Pipeline, die mit dem Wasser aus dem Roten Meer das austrocknende Tote Meer vor dem Exitus retten soll, inklusive Entsalzungsanlage zur Trinkwassergewinnung und Kraftwerk zur Stromerzeugung. Das Mammutprojekt ist eine israelisch-jordanisch-palästinensische Ko-Produktion.

Und nicht weit vom Toten Meer entfernt kann sogar Jauche ein Beispiel für Verbindendes sein. Die stinkenden und ätzenden Abwässer der Stadt Hebron machen sich über den Besor-Strom bis ins israelische Be'er Sheva breit und lassen seit Jahrzehnten auf ihrem grenzüberschreitenden Weg ganze Landstriche veröden. Es folgten mit ihnen: jahrelange gegenseitige Anschuldigungen, jede Menge Streitereien, Steinerwerfende Jugendliche während der zweiten Intifada.

Es folgte aber auch: eine umgerechnet rund 21 Millionen Euro teure Kläranlage direkt an der Green Line, der Demarkationslinie zwischen Westbank und Israel. Die eher schlecht arbeitende Anlage macht aus Gülle natürlich kein Tafelwasser und ist immer wieder mal Zankapfel zwischen Israelis und Palästinensern. Die beiden Parteien teilen aber auch die Probleme, leiden zusammen – und sie diskutieren. Über kommunale Abwasserleitungen, die religiöse und politische Grenzen unterwandern und dabei keine Rücksicht nehmen, ob die – Entschuldigung! – Scheiße aus einem jüdischen oder einem muslimischen Hintern kommt.

„Das ist keine große Sache“, sagt Ambika Vishwanath, „nur ein alltägliches Bedürfnis, das beide Seiten gemeinsam angehen. Und einfach machen.“ /